

Einzelvorgängen einen interessanten Einblick in die Verhältnisse Marienwerders, der einzigen größeren Stadt Westpreußens, die in der frühen Neuzeit zum Herzogtum Preußen gehört hat.

Manfred Gailus schildert „Die Hungerrevolte von Marienwerder (1847)“. Innerhalb einer größeren Zahl von „Hungerunruhen“ in der Krisenzeit 1846/47 nehmen die Ereignisse in Marienwerder, als Höhepunkt die Plünderung eines Kornspeichers durch Hungernde, einen herausragenden Platz ein. Dennoch sind sie bislang nur „am Rande“ behandelt worden. Hauptquelle für den Beitrag bildet die Zeitung „Danziger Dampfboot“, und G. vermag daraus die Situation nahezubringen und die Handlungen und Beweggründe der Beteiligten, der armen Leute, Bürger, Regierung und — besonders anschaulich — des betroffenen Getreidehändlers aufzuzeigen.

In einem letzten kleineren Beitrag behandelt Heinrich Böhmeke „Die Folgen des Ersten Weltkriegs für die Marienwerderer Kleinbahn AG.“. Der Wandel dieser für die Marienwerderer Weichselniederung wichtigen Kleinbahn von einem vor 1914 wirtschaftlich gesunden zu einem nur durch massive staatliche Unterstützungen lebensfähigen Unternehmen, verursacht durch Verlust eines Streckenteils, Verringerung des Einzugsgebietes, aber auch mangelnde Unterhaltungs- und Investitionstätigkeit in den Kriegs- und Inflationsjahren, gibt als treffliches Beispiel Einblick in die wirtschaftliche Situation dieses Gebietes in der Zwischenkriegszeit.

Die Zahl von elf Beiträgen — gegenüber beispielsweise 16 im vorausgegangenen Band über Thorn — vermag zwar nicht alle wesentlichen Ereignisse und Wirkungen der beiden Städte zu erfassen. Besonders bedauernswert ist das Fehlen eines Beitrages über den eigentlichen Ausgabanlaß des Bandes, die Gründung der beiden Städte vor 750 Jahren durch den Deutschen Orden. Zu beiden Städten werden aber Themen aus Mittelalter, früher Neuzeit, 19. und 20. Jahrhundert behandelt. Jeder Aufsatz wird durch ein oder zwei auf ihn Bezug nehmende Abbildungen illustriert, oft sind auch wertvolle Auflistungen beigegeben. Die Anzahl erlaubt es auch, alle Beiträge in dieser Rezension vorzustellen. Die Aufsätze, jeder von fachkundiger Hand verfaßt und für sich wertvoll, umreißen den Forschungsstand zu bekannten Themen oder weisen auf bislang noch nicht so bekannte Bereiche hin. In einer großen Bandbreite behandeln sie nicht nur die Geschichte beider Städte, sondern auch ihre Bedeutung in größerem Rahmen. Die einzelnen Arbeiten fügen sich so zu einem gelungenen und abgerundeten Beitrag zu den beiden Stadtjubiläen zusammen.

Essen

Martin Armgart

**Karl Alexander Hielscher: Ein Dorf zwischen Sumpf und Sand.** Die Geschichte von Schillen bei Betsche im Posener Land. (Schriften der J. G. Herder-Bibliothek Siegerland e. V., Bd. 16.) Im Selbstverlag der J. G. Herder-Bibliothek Siegerland e. V., Eichendorffweg 7, D-5900 Siegen 1. Siegen 1984. 138 S., Abb. u. Ktn.-Skizzen.

Karl Alexander Hielscher ist seit Jahrzehnten als besonders interessiertes und rühriges Mitglied der „Historisch-Landeskundlichen Kommission für Posen und das Deutschtum in Polen“ bekannt. In diesem Rahmen vertritt er das Posener Bauerntum, dem er selbst entstammt. In dem „Dorf zwischen Sumpf und Sand“ schreibt er die Geschichte seines heimatlichen Dorfes Schillen. Sie ist in vieler Hinsicht typisch für „das deutsche Dorf im Posenschen“, unterscheidet sich aber von der großen Mehrheit dadurch, daß die Bewohner Schillens

katholischen Bekenntnisses waren und es schwerer hatten, ihr Deutschtum zu bewahren.

Schillen liegt 75 Kilometer westlich von Posen, in der Mitte zwischen Birnbaum und Bentschen im überwiegend deutschen Westteil der ehemaligen Provinz Posen. Unmittelbar westlich Schillen zieht sich eine langgestreckte Seenkette hin mit z. T. sumpfigen Rändern, die ab 1919 die deutsch-polnische Grenze bildete; die Kreisstadt Meseritz verblieb damals bei Deutschland.

Im Zuge der „ersten deutschen Einwanderungswelle“ wurde Schillen um das Jahr 1300 vom Bistum Posen zu deutschem Recht gegründet. Die Form des Straßendorfes und viele erhaltene Flurnamen zeugen davon, daß die Siedler Deutsche waren. Dreihundert Jahre später sind ihre Namen ausnahmslos polnisch, die Deutschen sind also wie alle anderen dieser frühen Einwanderung polonisiert worden.

Im 17., 18. und im beginnenden 19. Jh. zogen polnische Grundherren erneut deutsche Bauern ins Land, die als „Hauländer“ oder als „Kolonisten“ Öd- und Unland kultivieren sollten. Die polnischen Leibeigenen waren dazu nicht geeignet, aber auch rein zahlenmäßig zu schwach — infolge der Bevölkerungspolitik der Grundherren. Auch die auf kirchlichem Grund sitzenden Schillener weisen eine durchschnittliche Kinderzahl von nur drei auf, ein Schandfleck für die kirchliche Grundherrschaft. Gleichzeitig wurden ihnen immer stärkere Leistungen abverlangt, vor allem durch erhöhte Spanndienste, aber auch in Gestalt von Naturalleistungen. Dabei wurde es als besonders hart empfunden, daß an deren Stelle zunehmend Geldforderungen traten, gegen die sich die Bauern auflehnten.

In Schillen wirkte sich das so aus, daß der Posener Bischof um 1750 auf der weiten Schillener Mark zwei „Holländereien“ mit deutsch-katholischen Siedlern aus benachbarten Zisterzienser-Siedlungen anlegte, anschließend die bisherigen Schillener Bauern aussiedelte und an ihre Stelle ebenfalls deutsche Katholiken setzte. Ihnen wurde, wie allgemein üblich, gestattet, einen eigenen Schulmeister zu halten. Sie erhielten sogar einen deutschen Kaplan in dem benachbarten Kirhdorf Betsche. In der Regel bildete das Zugeständnis der Bekenntnisfreiheit, also des protestantischen Glaubens, eine doppelte Absicherung gegen eine Polonisierung.

Mit ihren Schulmeistern hatten die Schillener indes nicht immer Glück. 1832 verlangte die Regierung, daß der Lehrer — er war im Nebenberuf (oder war es sein Hauptberuf?) Fischer — „wegen großer Unwissenheit und gänzlicher Unfähigkeit“ ausscheiden sollte; er trank zudem stark. Aber er blieb dann noch fünf Jahre im Amt, weil sich kein anderer fand. Das Gehalt, das von den Eltern allein aufgebracht werden mußte, war zu gering, es betrug jährlich sieben Reichstaler und Naturalien, die unter denen eines „Deputanten“ (Gutsarbeiters) unserer Zeit lagen. Erst in der oft verschrienen „Ära Flottwell“ wurde dieser traurige Zustand beendet und dem Lehrer zehn Morgen Schulland gegeben. Bis dahin war in Schillen noch polnische Geschichte gelehrt worden statt preußischer. Von dem besonders tüchtigen und beliebten Lehrer August Paulke, der von 1844 bis 1880 unterrichtete, wird betont, daß er hundert Schulkinder „in ihrer deutschen Muttersprache unterrichtete“. Vorher scheint das nicht der Fall gewesen zu sein. Übrigens waren die Schulbauten so schlecht, daß alle 40 Jahre ein neues Gebäude errichtet werden mußte.

Interessant sind die Ausführungen über die „Bauernbefreiung“ (von ihrer Dienstabhängigkeit) und die sogenannten „Separation“ (des bäuerlichen und des Gutlandes). Sie erfolgte im Posenschen in den zwanziger und dreißiger Jahren des vorigen Jhs. und in einer für die Bauern günstigeren Form als in den alt-

preußischen Provinzen. Aber obwohl speziell in dem reinen Bauerndorf Schillen, in dem sich kein Gutsbetrieb befand, die Regulierung der Flächen lediglich auf eine Flurbereinigung hinauslief, die für alle Beteiligten vorteilhaft war, empfanden die Bauern die Aktion wegen der entstehenden Kosten (die sie allerdings selbst aufbringen mußten) als unerwünscht und bedrückend.

Die Umlegungskosten in Höhe von insgesamt 1300 Talern müssen freilich an den niedrigen Preisen und den jämmerlichen Erträgen gemessen werden. Bei der Dreifelderwirtschaft — Winterroggen/Sommergetreide/Brache — wurden praktisch nur 2/3 der Fläche genutzt, oftmals sogar nur 1/3, indem auf einmal Roggen zweimal Brache folgte. Der Morgen Acker brachte 2—3 Zentner Getreide, von denen aber mindestens 1 Zentner Saatgut abging. Auf vergleichbaren Böden im östlichen Deutschland wurden vor dem Kriege 10 bis 12 Zentner geerntet — von bundesdeutschen Durchschnittszahlen zu schweigen. Eine Kuh wog damals 3—4 Zentner und gab 300 Liter Milch — heute wiegt sie viermal so viel und gibt das Fünzfach an Milch mit wesentlich höherem Fettgehalt. Diese niedrigen Erträge galten nicht für das östliche Deutschland allein, wie der Autor anhand von Untersuchungen des Agrarhistorikers Professor Dr. Heinz Haushofer nachweist.

Besonders bemerkenswert sind die Angaben über die ethnischen Verhältnisse. 1841 gab es in Schillen 38 Familien mit deutschen und 20 mit polnischen (vielleicht teilweise polonisierten) Namen. Gleichzeitig gaben aber nur drei als Muttersprache „polnisch“ an. Die katholischen Geistlichen hatten also damals noch nicht, wie etwa im Falle der „Bamberger“, eine Umvolkung betrieben. Indessen gelang es ihnen später, den größten Teil der Schillener dazu zu bringen, daß sie zum Reichstag den polnischen Kandidaten wählten statt den evangelischen deutschen. Vor dem ersten Weltkrieg wurde ein zugezogener Pole Schulze, und 1918/19 trat kein junger Schillener in den deutschen Grenzschutz ein.

Dann aber wollten dieselben Schillener doch lieber bei Deutschland bleiben, viele optierten für Deutschland. Die auf dem Wege über die polnisch gewordene Schule einsetzenden Polonisierungsversuche bewirkten das Gegenteil der Absicht. Nach Hitlers „Machtübernahme“ fand die nationalsozialistisch eingestellte „Jungdeutsche Partei“ gerade in Schillen Anhänger, ihr örtlicher Führer wurde nach dem Polenfeldzug Ortsgruppenleiter.

Um so erstaunlicher ist es, daß die Schillener in der „Volksgruppenliste“ überwiegend in die Kategorien 2 und 3 eingestuft wurden. In Kategorie 2 kamen die Deutschen minderer Zuverlässigkeit, in Kat. 3 polonisierte Deutsche, die man glaubte zurückgewinnen zu können. In der Regel war das Verhältnis gerade umgekehrt, die überwiegende Zahl der „Volksdeutschen“ erhielt Kat. 1 — einwandfreie Deutsche. Aber auch die in Kat. 2 oder 3 Eingestuften unterlagen der Wehrpflicht und haben für Deutschland gekämpft — der Blutzoll der Schillener war noch höher als im Ersten Weltkrieg.

Auf ihr seit jeher gutes Verhältnis zur polnischen Bevölkerung vertrauend, folgten die meisten Schillener dem Treckbefehl am 21. Januar 1945 nicht — sie haben es bitter büßen müssen.

Das Erschütternde an diesem nüchternen Tatsachenbericht ist die Erkenntnis, daß es für deutsche Katholiken noch schwerer war als für protestantische Christen, in polnischer Umgebung zu leben. Schon aus diesem Grunde scheint dem Rezensenten dieses Buch sehr lesenswert und seinem Vf. gebührt Dank für seine Arbeit.